Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 33

Artikel: Gedanken über Russland

Autor: Fankhauser, A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640794

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

keiten der Besitzung kam ihm in Erinnerung. Schön mußte es sein da drinnen, in dem schloßartigen Herrensitze. Ja, ja, die Reichen mit ihren Schätzen! Der Neid stieg in ihm auf, ohne daß er es wehren konnte. In dem Parke, weit hinten, verdeckt von Büschen, Bäumen und Hecken, lag das friedliche Herrenhaus. Der Park der Villa war noch schöner als der des Schlosses, da eine kunstvolle Wildnis im Vordergrund den Eindruck erweckte, als läge dort hinten ein verwunschenes Märchenschloß. Ein Reigen romantischer Gedanken gaukelte und wirbelte durch Morners Kopf. Tausend kleine Blüten schienen seltsame Düfte auszuströmen dort in der Wirrnis der Hecken wilder Rosen und dem Efeugeranke hinter dem Gitter. Morner nahm den Hut vom Kopfe — ach, wie wäre es jetzt so schön, hier zu ruhen, keine Seele war ringsum. — Da erinnerte er sich plötzlich seiner Kranken, stieg aufs Rad und fuhr wie im Sturme nach dem Herzogenviertel.

Daheim stand in dieser Stunde Berta vor dem Bilde „Christus im Olymp". Sie hatte das Zimmer bald nach Morners Weggang betreten, um zu sehen, ob es etwas aufzuräumen gebe. Sofort sah sie das Bild — wie gebannt hatte sie es lange angeblickt, nichts denkend, nur verwundernd, betrachtend. Dann kam's wie ein Schauer über sie, die Augen waren ihr aufgegangen. Sie verstand nichts von dem, was der Künstler sagen wollte, sie las nicht einmal den Namen des Gemäldes. Nur die Körper sah sie jetzt, die nackten Leiber der Männer und Frauen. Wie noch nie in ihrem Leben fühlte sie es heiß und kalt zum Herzen strömen, ein seltsames Gefühl überwältigte ihr Denken. Scham, Angst, Lust, Zorn stieg gleichzeitig in ihr auf. Sie eilte aus dem Zimmer und flüchtete sich in ihre Stube; dort schloß sie sich ein und flehte auf den Knien:

„Herr, Herr, strafe mich nicht und erbarme dich deiner Magd."

Lange murmelte sie flehende Bitten, dann endlich wurde sie ruhiger, nahm die Bibel und las mit Augen, in denen ein heiliges Feuer glühte, in den Psalmen. Oft blickte sie aus dem Fenster zum Himmel empor, den die sinkende Sonne rötete. Es war ein Heiliges, das sie erfüllte. Als sie das Buch schloß, murmelten ihre Lippen inbrünstig den letzten Vers des 34. Psalmes:

„Der Herr erlöset die Seele seiner Knechte; und alle, die auf ihn trauen, werden keine Schuld haben."

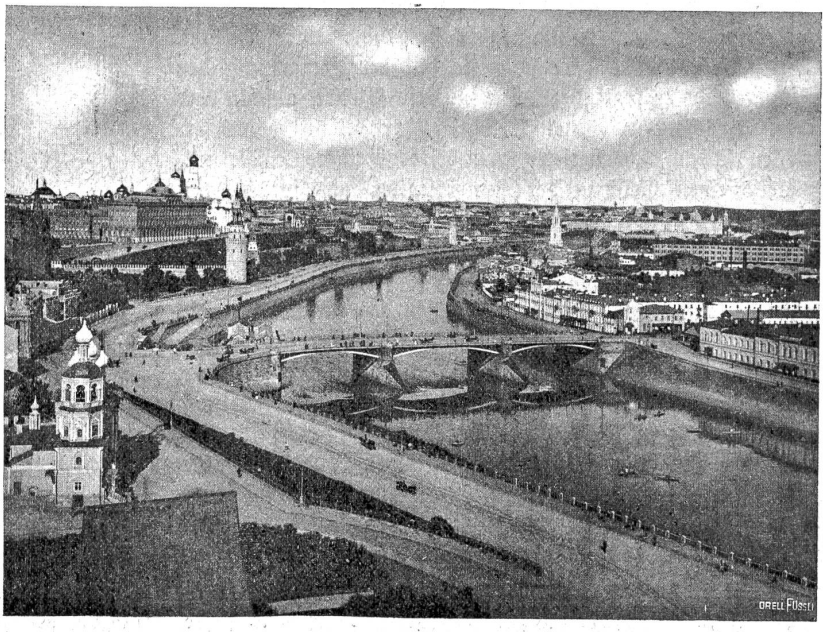
Sie erinnerte sich ihrer Pflichten als Hausfrau, ging in die Küche, um nach dem Abendbrot zu sehen, deckte dann den Tisch und wartete auf den Bruder, dessen Kommen sehr ungleich war. Sie war ruhiger geworden, aber noch flackerte es in ihren großen, dunklen Augen wie ein aufzüngelndes Feuer. Sie hatte schon früher solche Anfälle von Sündenbewußtsein gehabt, aber solch einen Sturm hatte sie noch nie durchgemacht.

Der Gedanke an das Bild ließ sie nicht los. In der Küche, wo die Köchin sich nach dem Mittagsmahl für den kommenden Tag erkundigte, sah Berta wie geistesabwesend vor sich hin, der Köchin wohl zuhörend, aber sie nicht verstehend. Als endlich Morner kam, ergriff sie eine eigentümliche Angst und Furcht, daß sie zitterte. Doch, sie beherrschte sich, und als Morner in die Küche rief: „Berta! Ich habe einen rasenden Hunger!", da wurde sie wieder ganz ruhig, legte den Braten zurecht und den Salat und brachte es ins Eßzimmer. (Fortsetzung folgt.)

Gedanken über Rußland. (Statt einer Buchbesprechung.)

Von A. Fankhauser.

Spitteler sagte in seinem bekannten Neutralitätsvortrag: „Kann ein westeuropäischer Christenmensch seiner Bildung nicht froh werden, ohne einen Kulturschauder vor dem barbarischen Rußland zu bekunden?" Er berührt damit die tatsächliche Unwissenheit des engern Europa gegenüber dem gewaltig auftretenden Reich im Osten, genauer: der ganzen slavischen Welt; denn der Balkan wird womöglich noch mehr verkannt. Was wir uns im allgemeinen vorstellen, läßt sich in wenig Worte fassen: Zar, Wutki, Kosak, Knute und Ungeziefer. „Hinter den Karpathen, im Land der Stanisläuse, Ladisläuse, Wenzesläuse und der Läuse jeder Sorte", witzelt wohl ein Professor der oberflächlichen Geschichtsbetrachtung. Es ist der moderne Ausklang der tausendjährigen Slavenverachtung seitens der Germanen, die einst zur Knechtung des ganzen ostelbischen Landes, zur Vernichtung der heidnischen Preußen, zur Germanisierung von hundert unterjochten Stämmen — der Vorfahren des heutigen Preußenvolkes — führte und den höchsten Ausdruck in der Uebertragung des feindlichen Volksnamens auf den Begriff der härtesten Knechtschaft fand: „Sloweni", d. h. die „Verstehenden", latinisiert Sclaveni, wurde zu „Sklaven". Die heutige allgemein verbreitete Kenntnis des russischen Staates wird gewöhnlich ohne weiteres auf die russische Kultur im



Moskau. Blick auf die Moskwa und die riesigen Quais.

Ganzen angewendet und das im Hinblick auf den Staat meist gerechte Urteil unbilligerweise über alles Russische gefällt. Wohl heben sämtliche modernen Rußlandreisenden die gewaltigen radikalfortschrittlichen Strömungen in der Masse der russischen Millionen hervor. Wohl demonstriert sich die progressiv wachsende Macht des Riesenreiches in den Volkszählungen. Wohl ließ sich auch in der Revolution die ungewöhnliche Größe der Ideen sowohl wie der lebendigen Kräfte erkennen. Es blieb aber dank der Durchschnittspresse vergangener Jahrzehnte und völlig leichtsinniger Geographiebetrachtung vieler Schulen als unverdrängbarer Gefühlsinhalt der lebenden Generation das Phantom einer zerlumpten, lausigen, besoffenen Bauernmasse, die in Lehm- oder Strohhütten wohnt, die allerärmsten Weiber zerprügelt, heilige Knochen anbetet, am Ostertage, das Schnapsglas in der Hand, grüßt: Christ ist erstanden — wahrhaftig erstanden, im übrigen aber auf Väterchen traut und dem blöden, kartenspielenden Popen die haarige Hand küßt. Ueber dieser Masse einige tausend französisch sprechender, in fremdländischer Tracht, nach Parisermode oder preußischer Uniform stolzierender Beamter, die nichts zu tun haben als eingetriebene Steuern zu stehlen, in köstlichen, von fremden Architekten erbauten Schlössern luxuriöse Bälle zu veranstalten und den Ueberfluß in Paris und Monaco zu verjubeln. Namentlich deutsche Schriftsteller wurden nicht müde, diese Schattenseiten hervorzukehren; die Lausigkeit wurde zum Thema nicht nur der Witzblätter — obschon durchaus nicht alle Durchschnittswohnungen in Berlin wanzenfrei sind und obschon die Großzahl der osteuropäischen Studenten — freilich meist Juden, d. h. kulturell Höchststehende — bei vorurteilsloser Betrachtung einem ganz andern Urteil rufen, als es in sogenannten bessern Kreisen zu herrschen pflegt. Es muß ja freilich dem Fernestehenden schwer fallen, einen Blick in die Seele des russischen Volkes zu tun, und noch schwerer, das Fremde, Erstaunliche dann auch zu begreifen. Es gibt eine gute Quelle der reinen Kultur eines Volkes: wie es namentlich in der Literatur zutage quillt. Da ist denn vor allem daran zu erinnern, daß Tolstoi, Dostojewski, Turgenieff und Gorki nicht eben einfach Größen russischer Kultur bedeuten, sondern ungeheuer viel mehr: Sie sind in ihren Werken die Kultur. Gleich wie zur klassischen Zeit Deutschlands nicht die verrottete preußische Armee bei Jena, sondern Goethes Künstlerschaft in Weimar, nicht die elenden kleinen Despötlein, sondern Schiller mit dem Evangelium der Freiheit die Kultur darstellte, wenn anders die Kultur hauptsächlich in den lebendigen Ideen und Hoffnungen eines Volkes, und nicht vor allem in vorzüglicher Polizei und möglichst bureaukratischem Beamtenapparat (und funktionierte er noch so brav!) besteht. Und diese russische Literatur, beladen mit riesiger Gedankenfracht, die neben unsrer Heimatkunst sich ausnimmt wie Kolossalstatuen neben Bronzeamörchen auf dem Sekretär, getragen von reichstem innern Erleben und einem Kraftüberschuß, wie er unverbrauchten „Barbarenvölkern" innewohnt. Diese Literatur stellt eine lebendige Kultur mit ungemein hohen Zielen, mit ungemessenen Hoffnungen auf die eigenen Kräfte des Innern und schärfster Kritik der abgelehnten Kultur unsrer egoistischen westeuropäischen Zivilisation dar. Man lese, was Heinrich Federer in der „Neuen Zürcher Zeitung" Nr. 1059 geschrieben hat. In seinen Gedanken über „Krieg und Frieden", eines der Hauptwerke Tolstois, legt er unter dem Titel: „Der naive Russe, Europas Sauerteig", des großen Propheten Kritik über den europäischen Osten und Westen und den Vergleich beider Kulturen nieder. Er schreibt: „So ereignet sich, daß der Dichter zwar die Gebrechen seiner Nation mit scharfem Stift zeichnet, Trunksucht, Sinnlichkeit, Käuflichkeit, Diebstahl von unten bis oben, Nachäfferei des Westens, aber daß man bei richtigem Nachlesen staunt, wie nebensächlich letzten Endes all diese Fehler gegenüber dem reinrussischen Nationalfonds von Glauben und Lieben sind, wie wenig Ge-

Die Wassilij Blashenny-Kathedrale. Eine der halbbyzantinischen Kuppelkirchen mit der spezifisch russischen Abart der Zwiebelform.

Der Kreml, die „Cité" Moskaus, eine Stadt für sich. Kreml, tatarisch soviel als „Burg", 5-torig, mit 21 Türmen auf der Ringmauer. Ueber Moskau geht nur der Kreml, über den Kreml nur der Himmel.

wicht Tolstoi allen Lastern angesichts des tiefen und starken Evangeliums beilegt, das noch Staat und Volk beherrscht . . . ." Vorher: „Rußland soll die Welt mit seiner kindlichen, religiösen Unbefangenheit retten; nicht diese Rußland mit ihrer Befangenheit und Dekadenz verderben. Das ist seine heimliche Mission." Später: „Die große in der Seele des Russenvolkes begründete Notwendigkeit, sich im Kindsglauben . . . zu erhalten . . . und womöglich aus den Heiden des Westens wieder solche Kinder zu machen — diese Notwendigkeit stellt alle kleinen politischen Püffe, die den russischen Koloß tatsächlich in den Krieg verwickelt haben, außer Betracht. Denn es sind nur die . . . . Begleiterscheinungen einer uralten, in der slawischen Psyche begründeten Opposition gegen den Westen . . . ." (Schluß folgt.)

Die Steinböcke der Zentralalpen. 2

Gegen die Kälte scheinen die Steinböcke ziemlich unempfindlich. Man hat alte Böcke auf Felsenspitzen stundenlang im Eissturm ruhig wie Bildsäulen mit aufgerichteter Nase stehen sehen und nach dem Schusse gefunden, daß ihnen die Spitzen der Ohren erfroren waren, ohne daß sie es zu fühlen schienen. Die Paarung findet oft unter heftigen Kämpfen im Januar statt. Ende Juni wirft die Steinziege ein niedliches, wollhaariges Junges von der Größe einer Katze, das gleich mit der Mutter wegläuft und ziegenartig meckert. Es wächst bis ins fünfte Jahr. Die ältern Steinböcke pfeifen bei Gefahr ähnlich den Gemsen, aber schärfer, weniger ausgezogen; bei heftigem Schreck aber geben sie einen eigentümlichen Laut von sich, der wie kurzes, scharfes Nießen tönt. Sie leben gesellig in Rudeln von 6—15 Stück zusammen; doch sondern sich die alten Böcke später ab zur einsamen Weide. Gefahren trotzen sie mit vereinten Kräften. So sah der berühmte Steinbockjäger Fournier aus dem Wallis einmal sechs Steinziegen mit sechs Jungen weiden; als ein Adler über ihnen kreiste, sammelten die Ziegen sich mit ihren Jungen unter einem überhängenden Felsblock, indem sie ihre Hörner gegen den Raubvogel richteten und, je nachdem der Schatten des Adlers am Boden dessen Stellung bezeichnete, sie nach der gefährdeten Seite hin dirigierten. Der Jäger beobachtete lange diesen interessanten Kampf und verscheuchte zuletzt den Adler.

Des Nachts lieben es die Steinböcke, in die höchstgelegenen Bergwälder herunterzusteigen, um dort zu weiden; doch nicht leicht tiefer als eine Viertelstunde unter einem freien Grate. In den Cognergebirgen übernachten sie gerne in Felshöhlen, deren Boden man mit ihrer Losung bedeckt findet. Bei Sonnenaufgang ziehen sie sich höher und lagern endlich auf den höchsten und wärmsten Plätzen gegen Morgen und Mittag, wo sie den größten Teil des Tages leicht schlafen oder wiederkauen. Auf den Abend weiden sie wieder den Wäldern zu. Man sieht sie am häufigsten morgens vor 6 Uhr und nachmittags nach 4 Uhr. Alte Steinböcke sind nach der Beobachtung der Jäger ziemlich phlegmatisch und liegen oder stehen tagelang auf der gleichen Stelle, doch gewöhnlich auf einem Felsenvorsprung, der ihnen sicheren Rücken und freien Ausblick gewährt. Die Steinziegen mit ihren Jungen liegen meistens etwas tiefer im Gebirge. Sie lieben besonders die Artemisien, Riedgräser und Mutterkräuter, verachten aber auch die jungen Sprossen der Weiden, Birken, Alpenhimbeeren und Alpenrosen nicht und belecken, wie die Gemsen und Ziegen, gern salzhaltige Felsen. Im Winter ziehen sie sich in die Hochwälder zurück und müssen sich oft mit Knospen, Moosen und Flechten an Felsen und Tannen behelfen. Die Nähe der Gemsen vermeiden sie, wie gesagt, stets; doch wurde bemerkt, daß sie mitunter sich unter die Ziegenherden verloren, ja im 16. Jahrhundert wurden im Wallis jung aufgezogene und gezähmte Steinböcke öfters mit den Ziegenherden in die Berge getrieben und kamen willig mit diesen zurück.

Von der ungeheuren Sehnenkraft dieser Tiere kann man sich kaum einen Begriff machen. Ohne Anlauf setzen sie einen 3½—4½ Meter hohen Felsen hinauf, indem sie sich sekundenlang während der drei Sprünge, deren sie dazu bedürfen, auf fast senkrechten Flächen zu halten vermögen. Auf der schmalen Kante einer Tür sogar stehen sie mit Festigkeit. Ein junger zahmer Steinbock springt einem Manne ohne allen Anlauf auf den Kopf und steht fest. Einer lief eine Mauer seitlich hinauf, an der keine anderen Haltpunkte waren als die rauhen, von Mörtel entblößten Stellen, vorher aber hatte er seine Sätze reiflich erwogen und sich einigemal auf den Schenkeln gewiegt. Jung eingefangen, mit Ziegenmilch aufgezogen, wurden sie leicht gezähmt und waren durch ihre Neugierde, ihr fein beobachtendes Wesen und ihre possierliche Munterkeit lustige Spielgesellen; ältere Böcke dagegen wurden öfters wild und bösartig. Ein in Aigle gehaltener, der sein Lager unter dem Dache des höchsten Schloßturmes gewählt hatte, blieb stets sanft und hielt immer den Kopf dar, um sich krauen zu lassen, bewies sich auch gegen die Ziege, die ihn gesäugt, so anhänglich, daß er noch später, als er erwachsen war, auf ihr Meckern immer schnell zu ihr sprang. Aufgezogene Steinziegen bleiben immer sanft, furchtsam und folgsam. Einem Mann in Chamouny, der zwei von ihm aufgezogene Steinböcke nach Chantilly bringen wollte, folgten diese ganz frei wie Hunde nach. Bei Besançon durch eine Kuhherde erschreckt, flüchteten sie den nächsten Felsen zu, kehrten aber auf den Lockruf ihres Führers sofort zu diesem zurück. Herr Nager in Andermatt hat in letzter Zeit zwei Jahre lang einen jungen Steinbock lebendig auf einer kleinen Alp erhalten. Derselbe war äußerst zahm, weidete ganz frei und hielt sich den Tag über am liebsten auf dem Dache der Alphütte auf. Herrn Nager sprang er ebenfalls auf den Kopf und war ganz zutunlich.

Die Steinbocksjagd ist eines der gefährlichsten Vergnügen und mit zahllosen Beschwerden verbunden. In der Schweiz gibt es nur noch wenige Freunde derselben, und zwar im Wallis, wo zum Beispiel in Servan noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fast jeder Bauer ein Steinbocksjäger war. Im Herbst, wo ihr Wild am fettesten ist, übersteigen sie die südlichen Berge und suchen entweder in das Gebiet des ungeheuren Monterosastockes oder, von den italienischen Jägern unbemerkt, auf die savoyischen und piemontesischen Alpen (Val Cogne, Savaranche, Mont Isère) zu gelangen. In beiden Gebieten ist freilich die Steinbocksjagd verboten und kann nur mit Aufbietung großer List und Vorsicht unternommen werden. Mit wenigen Lebensmitteln versehen, durchstreifen sie 8—14 Tage lang die unzugänglichsten Höhen, schlafen oft auf Steinen, häufig stehend, indem sie sich umschlingen, um nicht in die Abgründe zu stürzen. Der Steinbock läßt sich nicht jagen wie gewöhnliches Wild. Steht der Jäger nicht höher als das Tier, wenn es ihn wittert, so ist an keine Schußnähe zu denken. Deswegen muß der Schütze früh auf den höchsten Felsengräten sein; mit Tagesanbruch zieht sich auch das Hochwild in die Höhe. Das Uebernachten an der Schneegrenze, ohne Obdach, oft nur durch Steinetragen und Springen vor dem Erfrieren bewahrt, ist wohl ein Tropfen Wermut im Becher der Jagdlust. Dazu kommen noch die Gefahren der Gletscher, des Versteigens und hundert andere. So erzählt uns eine alte Druckschrift, wie auf der Limmernalp ein Gemsen- und Steinbocksjäger beim Gletscherübergang in eine tiefe Eisschrunde fiel. Seine Gefährten sahen ihn nicht mehr, und da sie dachten, der Unglückliche habe den Hals gebrochen oder werde der Kälte bald erliegen, befahlen sie seine Seele Gott. Auf dem Rückweg fiel ihnen ein, es könnte vielleicht doch noch geholfen werden. Rasch eilten sie zu der anderthalb Stunden